



LE SECRET DU COFFRE

HIER IST LICHT

Ähnlich wie die Würmer, die, so sagt man, die Erde befruchten, welche sie blind durchqueren, gelangen die Geschichten von Mund zu Mund und sagen das, was anders nicht gesagt werden kann. Einige kreisen und rollen sich im Innern eines einzigen Volkes ein. Andere bewegen sich durch die unsichtbaren Mauern zwischen uns, als wären sie aus einem alles durchdringenden Stoff, sie kennen weder Zeit noch Raum und bestehen ganz einfach fort. So kann man jenen wohlbekanntem Auftritt eines Narren, der etwas, was er verloren hat, im Umkreis einer Lampe sucht – nicht etwa, weil er es dort verloren hat, sondern »weil dort Licht ist« – sowohl in arabischen als auch in indischen Geschichtensammlungen seit dem zehnten Jahrhundert finden, und vielleicht sogar schon früher. Wir bemerken sogleich, daß diese Geschichte eine versteckte Bedeutung hat, wie der Gegenstand, den man sucht. Sie zeigt uns, abgesehen von der Würze der Anekdote, daß es sich im Licht besser suchen läßt. Denn wenn wir nicht den verlorenen Gegenstand finden, so doch vielleicht etwas anderes; während wir im Dunkeln nichts finden.

Diese Geschichte hat wie tausend andere die Kriege, Invasionen und Untergänge der verschiedensten Reiche überlebt. Die Jahrhunderte haben ihr nichts anhaben können. Sie hat sich ihren Weg durch unsere Erinnerung gebahnt wie eine große Zahl unserer Geheimnisse.

Wenn das Erzählen, diese uralte, weltumspannende Zerstreung, die wir schon in unserer Kindheit fordern, diese Ausdauer bewahrt, so birgt es zweifellos eine besondere Eigenschaft in sich, ein einzigartiges Prinzip der Beständigkeit. Offensichtlich besteht seine erste Wirkungskraft darin, uns mit Hilfe weniger Worte in eine andere Welt zu versetzen, in eine Welt, in der wir uns die Dinge vorstellen, anstatt sie zu erleiden, eine Welt, in der wir Zeit und Raum beherrschen, wo wir unwahrscheinliche Wesen bewegen, wo

wir andere Planeten nach unserem Belieben bevölkern, seltsame Kreaturen unter Wasserpflanzen oder zwischen Eichenwurzeln umherkriechen lassen, wo die gebratenen Würste von den Bäumen hängen, die Flüsse zur Quelle zurückfließen, sprechende Vögel kleine Kinder entführen und ruhelose Tote zurückkehren, um in aller Stille ein Vergehen wiedergutzumachen, eine Welt also ohne Grenzen und Gesetze, in der wir Begegnungen, Gefechte und Leidenschaften anordnen, wie es uns beliebt.

Der Erzähler ist vor allem jemand, der von anderswo kommt, der auf dem Dorfplatz diejenigen versammelt, die das Dorf nie verlassen und durch ihn andere Berge, andere Monde, andere Schrecknisse und andere Gesichter sehen. Er ist der Händler der Metamorphosen.

In diesem Sinne führt sich die Überwindung der Welt, die sogenannte Metaphysik, durch jenes »Es war einmal« jedem Individuum – und vielleicht auch jedem Volk – in seiner Kindheit ein, bohrt eine so starke Wurzel, daß wir unsere menschlichen Phantasien unser ganzes Leben lang für unzweifelhafte Wirklichkeit halten. Nach der Verzauberung und der Überlieferung ist die Geschichte, welche man uns erzählt hat, der eigentliche Grundstock unserer Anschauungen.

Und doch beschränkt sie sich nicht auf diese Überwindung oder auch Grenzüberschreitung. Ganz zwangsläufig, denn ihrem Wesen nach ist sie eine Verbindung zwischen Menschen, bezieht sie sich immer auf die, die sie hören, manchmal sogar – dies weniger offensichtlich – auf den Erzähler persönlich. Sie verhält sich genau wie einer der verzauberten Gegenstände, derer sie sich so häufig bedient, z. B. wie ein sprechender Spiegel.

Die Geschichte ist öffentlich. Sie spricht, indem sie sich erzählt. Narziß, der nur sich selbst reflektiert, kann weder erfinden, noch erzählen. Er verliert sich in seinem stummen Spiegelbild. Der Vortrag einer Geschichte, dieser öffentliche Akt, der zweifellos

zum Zusammenhalt der Nationen beiträgt, geschieht heute zuvörderst in allen möglichen Filmen, die das Fernsehen unaufhörlich präsentiert. Sicherlich haben wir in der Vergangenheit nicht eine derartige Menge an Dramen, Komödien, Fortsetzungsgeschichten und historischen Sagen mit ansehen können. Was die Menge betrifft, so wetteifert die Geschichte mit der allgegenwärtigen bildlichen Darstellung, mit der sie sich vor hundert Jahren verbündet hat. Doch nur was die Menge betrifft: Was den Rest betrifft, so läßt sich nichts sagen.

Verbreiteter denn je, doch vielleicht auch abgeflachter und allgemeinverständlicher (jedoch nicht immer) besteht die erzählte Geschichte in den modernen Medien fort. Wenn wir uns nach den Gründen fragen, denken wir sofort an die Zerstreung, die Ablenkung von unseren Gedanken und Sorgen. Geschichten sind dazu da, um uns die blutbefleckte Scheußlichkeit der Welt oder ihre eintönige Dummheit vergessen zu lassen. Sie sind Flucht, sie bringen uns ins Land des Vergessens.

Doch sind sie einfallsreich, führen sie uns rasch in die Welt zurück, von der wir uns befreit wähnten. Der Spiegel zeigt sich. In der Fiktion erkennen wir uns sehr bald selbst wieder.

Mehr noch: Wenn die Geschichten – in einer bestimmten Reihenfolge angeordnete Erfindungen, die man Fiktion, das »Gestaltete« nennt – auch häufig ganz deutlich als solche deklariert werden, so können sie ebenso häufig im geheimen existieren. Sie können sich überall verbergen. Sie können dasein, ohne daß wir es wissen.

Denn alles ist Geschichte, auch die Geschichte. Alles wird wie eine Reihe von Geschehnissen erzählt, wo eines auf das andere folgt, eines das andere in den Schatten stellt, indem es an seine Stelle tritt. Erst war dies, dann war das. Die Informationen in den Zeitungen, die durch den Verfasser, den Erzähler guter und böser Neuigkeiten, gedeutet werden, sind unfehlbar dramatisiert. Jede Geiselnahme, jede schwierige Verhandlung, jeder verfolgte

Mörder, jede sportliche Höchstleistung ist eine Geschichte, ein Drama für sich. Den Trojanischen Krieg können wir heute in Direktübertragung sehen, mit Interviews von Achilles auf der einen und Helena auf der anderen Seite. Vielleicht sogar mit Interviews der Götter, wer weiß?

Wir erzählen wie ehemals. Und werden sicherlich auch noch lange so erzählen. Klar ist ebenfalls, daß wir uns gern erzählen hören. Weißt du schon, was mir gestern passiert ist? Nein? Dann hör zu. Und wir hören zu. Wenn wir mit jemandem zusammenleben, hören wir ihm sogar dann geduldig zu, wenn er die gleiche Geschichte mehreren Freunden hintereinander erzählt. Wir bringen dieses liebenswürdige Opfer. Wir wissen, daß er (oder sie) sich gern in den Mittelpunkt einer Erzählung stellt. Und die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Denn es ist ein Augenblick echten Lebens.

Wir leben in einer Geschichte, in unserer Geschichte. Und wir leben zudem in der Geschichte der Menschen, die uns nahestehen. Und wir leben in den Geschichten, die wir mit unseren Nachbarn, unserem Volk und manchmal sogar mit der ganzen Welt teilen.

Auch sind wir nie zufrieden mit unseren Erzählern, z. B. mit unseren Drehbuchautoren. Und das ist normal. Kein Spiegel kann ganz zufriedenstellen. Alle Völker waren zu allen Zeiten von ihren Dichtern und Erzählern enttäuscht. Alle wünschten sich bessere Geschichten. Denn aus diesem Stoff sind sie gemacht. Sie erkennen sich wieder, sie identifizieren sich. Sie möchten, daß ihre Geschichten besser sind, weil sie sich danach sehnen, selbst besser zu sein.

Unser Leben setzt sich auch aus anderen Elementen zusammen, das versteht sich von selbst. Wir sind nicht nur Erzählung. Aber ohne Erzählungen, ohne die Möglichkeit zu erzählen, sind wir nichts oder nur wenig. Und so wie eine Geschichte vor allem eine Bewegung von einem Punkt zum anderen ist, die nie die Dinge so läßt, wie sie waren, so leben wir in diesem Verstreichen, in dieser Bewegtheit. Wir haben einen Anfang, wir werden ein Ende haben.

Es heißt – unbewiesenermaßen –, daß die große Kunst der Zeit trotz, die uns mit sich reißt und uns verschlingt, daß die Pyramiden von Gizeh im gleichen Maße an die Ewigkeit gemahnen wie die Verse von Rimbaud und die Deckengemälde in der Sixtinischen Kapelle. Das bezweifle ich. Das hieße alles über einen Kamm scheren, und *le dur désir de durer* (wenn ich schon vergänglich bin, so ist doch zumindest mein Werk unvergänglich) erklärt bei weitem nicht alles.

Die mündlich überlieferten Volksmärchen und -geschichten, deren Urheber man nicht kennt, zielen nicht auf Unvergänglichkeit. Sie leiden nicht darunter, wenn man sie vernachlässigt oder über weite Strecken vergißt. Wenn sie verlorengehen, so ist dies letztlich gleichgültig. Es wird andere geben. Vor allem ist dafür niemand verantwortlich zu machen. Ein sufistischer Dichter sagte einmal vor langer Zeit: »Die Nacht ist vorbei, und meine Geschichte ist noch nicht zu Ende erzählt. Ist die Nacht dafür verantwortlich?«

Eine Geschichte zu erzählen bedeutet neben dem Aufbruch ins Anderswo eine besondere Art, sich in der Zeit zu verlieren und sie gleichzeitig zu verneinen. Fast mühelos hat sich die Zeit der Erzählung im Bett des unbezwingbaren Meisters niedergelassen. Dieser scheint für einen Augenblick seine ganze Macht und Wirkung auf uns verloren zu haben. Wir sind in ihm, auf dem Kamm seiner Welle, wir sind er. Jedes große dramatische Werk, das uns mitreißt, setzt die Zeit außer Kraft – in die uns die Langeweile, jene gewissenhafte Wächterin, zurückführt, wenn es nötig ist.

Das Vergnügen am Drama, diese alte, treibende Kraft, hat wahrscheinlich viel mit dieser impliziten Bestätigung zu tun, zeigt diese doch in jedem Augenblick des Erzählens, wie der Erzähler die Zeit beherrscht.

Ich fragte einmal den Neurologen Oliver Sacks, was in seinen Augen ein normaler Mensch sei. Das war eine abgedroschene Frage, ohne große Bedeutung. Doch in seiner Eigenschaft als Neurologe hat Oliver Sacks einen ganz speziellen Standpunkt. Er zögerte einen

Moment, dann antwortete er, daß ein normaler Mensch vielleicht der sei, der in der Lage ist, seine eigene Geschichte zu erzählen. Er weiß, woher er kommt (er hat einen Ursprung, eine Vergangenheit, ein funktionierendes Gedächtnis), er weiß, wo er ist (seine Identität), und er glaubt zu wissen, wohin er geht (er hat Ziele und am Ende den Tod vor sich). Also befindet er sich in der Vorwärtsbewegung einer Erzählung, er ist eine Geschichte, er kann sich mitteilen.

Wenn diese Verbindung Individuum – Geschichte aus einem physiologischen oder mentalen Grund abreißt, so bricht die Erzählung ab, die Geschichte verwirrt sich, und das Individuum wird aus dem Lauf der Zeit geschleudert. Es weiß nichts mehr, weder, wer es ist, noch, was es tun muß. Es klammert sich an ein scheinbares Leben. Aus medizinischer Sicht erscheint das Individuum in diesem Fall haltlos. Auch wenn sein Körper weiterfunktioniert, hat es sich doch verloren, es existiert nicht mehr.

Kann man dies auf eine Gesellschaft übertragen? Manche sind davon überzeugt. Die fehlende Möglichkeit, sich zu erzählen, sich zu identifizieren, sich normal in den Ablauf der Zeit zu situieren, könnte ganze Völker dazu führen, zu verschwinden, da sie in Ermangelung einer sich ständig erneuernden Erinnerung von anderen und vor allem von sich selbst abgeschnitten wären. So geht es heute den afrikanischen und südamerikanischen Völkern. Sie drohen zu verstummen. Sie sind der obersten Zensur ausgesetzt, der wirtschaftlichen, die unter dem Banner des »freien Wettbewerbs« agiert. (Kalifornien und Mali steht es »frei«, beispielsweise auf dem Sektor der Fernsehproduktionen miteinander zu konkurrieren. Und was heißt das wirklich? Nichts anderes, als daß wieder einmal ein freier Fuchs gegen einen freien Hühnerstall antritt.) Heutzutage ist die Zahl der mundtot gemachten Erzähler Legion. Ästhetische und ethnische Reinigung waren schon immer Zwillingsschwestern. Dazu kommt heute noch der sogenannte Liberalismus, der nichts anders heißt als: Seid still.

Aus all diesen Gründen – und aus purer Lust und Laune – entstand die Versuchung, als Erzähler von Berufs wegen einmal eine Sammlung der eigenen Lieblingsgeschichten zusammenzustellen.

Doch welche Geschichten, welche Erzählungen sollten es sein? Wie sollte man sich in diesem Meer festlegen, einige Tropfen auswählen? Gezwungenermaßen und teilweise mit großem Bedauern mußte man aussieben, ausrangieren.

Daher sind die Geschichten, die ich zusammengestellt und auf meine Weise (eine von vielen, für eine bestimmte Zeit und einen bestimmten Ort) erzählt habe, keine mythischen Geschichten. Selbst wenn sie auf die große Sorge um den Ursprung hinweisen, auf die Notwendigkeit, so und nicht anders zu sein, entstammen sie doch nicht diesem riesigen Bereich, der so gründlich genau zu dem Zeitpunkt erforscht wurde, da er unwichtig wurde, diesem Bereich, in dem gewisse Menschen lange Zeit ihre Verwandten und Nachbarn beruhigten, indem sie ihnen im allgemeinen sagenhafte Geschichten darüber erzählten, daß sie weder durch Zufall noch aus einem Irrtum heraus auf dieser Welt seien, sondern daß ein uraltes, übernatürliches Band sie mit diesem Winkel der Erde verbande und diese ganz bestimmte Geburt sie dazu verpflichte, auf eine bestimmte Weise miteinander zu leben: das erste Bewußtsein von Menschlichkeit.

Ich habe nicht aus Mangel an Interesse auf diese mythischen oder mythologischen Geschichten verzichtet, sondern aus Mangel an Platz. Oftmals sind diese Geschichten ziemlich lang und von einer gewissen Undurchsichtigkeit, das ist der berühmte Nebel der Anfänge, in dem wir uns verirren können. Dazu kommt die Tatsache, daß diese Erzählungen vom menschlichen Ursprung bereits in verschiedenen Ländern in hervorragenden Sammlungen zusammengetragen und veröffentlicht wurden.

Gleichermaßen habe ich Märchen, Geschichten von Zauberern, Geistern, schottischen oder chinesischen Gespenstern, von gefährlichen Phantomen, Ungeheuern, bleichen Hexen, schlafenden

Prinzessinnen, falschen Fröschen und echten Dämonen außer acht gelassen, welche das stets unvollendete Gebilde bevölkern, in dem unsere Vorstellungskraft eine andere Welt sucht, die die unsere ausdehnt und bedroht.

Wenn diese Geschichten jenseits der Phänomene von Hexerei oder Zauberei, die sie uns präsentieren, einen Sinn haben, so ist dieser verborgen, und das zweifellos selbst für ihre Urheber. Zumindest behaupten das die eingefleischten Analytiker. Unsere wirklichen Ängste sind geheim. Sie drücken sich aus, wie es ihnen möglich ist, ganz nahe an unseren dunklen Wünschen.

Man kann in aller Vorsicht im Kontext dieser Geschichten, die wir phantastisch nennen, das heißt »aus der Phantasie geboren«, von Naivität sprechen, von dem kindlichen Bedürfnis nach Träumen, nach Lücken in der niederdrückenden Sachlichkeit, nach einem subtilen und kontinuierlichen Spiel zwischen Furcht und Glück. Schon lange haben die Historiker die Komplexität ihres Gebiets geltend gemacht. Sie haben erkannt, daß es nicht ausreicht, die Folge von Ereignissen darzulegen, um ein Volk zu erzählen. Unsere Ungeheuer offenbaren uns ebenfalls. Die Wirklichkeit im strengen Sinne, also das, was wir getan haben, und das, was sich hier und dort ereignet hat, kann nicht Rechenschaft darüber ablegen, was wir waren, wenn unsere aufeinanderfolgenden und notgedrungen verwickelten Vorstellungen sie nicht erhellen.

All diese Ansätze sind ergiebig. Das Kind in uns wird beständig reinkarniert, beständig gewiegt und bezaubert. Doch der Fluß des Phantastischen ist so breit, daß es einen großen Zug von Büchern voraussetzte, um eine angemessene Auswahl zu präsentieren. Und die andere Welt könnte auf Dauer ebenso widrig wie die unsere werden.

Gleichermaßen habe ich bis auf ein Dutzend Fälle die kurzen Geschichten ausgesondert, die mir auf eine Moral abzielen schienen, auf die Empfehlung einer Allerweltsklugheit. Dies waren vor allem aber die Fabeln, die zu einem bestimmten Zweck erdacht

worden waren, nämlich um einen Schluß zu ziehen, einen Rat zu geben, einen kleinen Entwurf von Anstand oder gesundem Menschenverstand darzulegen. Trotz des weltumspannenden Erfolgs der Fabeln vom *Pañcatantra* bis La Fontaine scheinen Fabeln mir den Geist zu schließen statt zu öffnen. Meist gefallen sie mir nicht. Sie langweilen mich, sie überraschen mich nicht. Das Leben, das sie entwerfen, ist eng.

Ihre Moral erschien mir immer künstlich, fragwürdig und in jedem Fall unnütz. Die Weisheit der Völker ist umsichtigerweise widersprüchlich. Man findet alles und das Gegenteil von allem. *Wer rastet, der rostet* und *Reisen bildet* oder auch *Morgenstund hat Gold im Mund* und *Das Glück kommt im Schlaf*. Alle Sprichwörter sind wie Handschuhe. Sie lassen sich umdrehen. Und selbst die Gegensprichwörter geraten in die Falle, die sie stellen. *Was auf der einen Seite der Pyrenäen wahr ist, ist auf der anderen Seite falsch*. Da hat Pascal etwas Wahres gesagt. Doch von welcher Seite der Pyrenäen aus?

Als ich dieses Buch zusammenstellte, was mich mehr als fünfundzwanzig Jahre kostete, bemerkte ich nach und nach, daß ich eine andere Art Erzählungen und Geschichten suchte, die zwar fast überall zu finden, aber so schwierig einzuordnen sind, daß ich nicht wußte, wie ich sie nennen sollte. Geschichten der Weisheit? Das ist so platt wie eine Preisverleihung. Geschichten der Lebenskunst? Lehrreiche Geschichten? Unterhaltsame und unterweisende Geschichten, wie man sie früher bezeichnet hätte? Komische Geschichten? Das klingt eher nach einer Witzesammlung. Erzählungen von Zeit und Raum? Von hier und anderswo? Von gestern, heute und morgen? Nichts wollte mir gefallen.

Als ich auf die Erzählungen zurückgriff, die mir wirklich liegen, sah ich, daß sie zwar immer in dieser Welt angesiedelt sind, diese Welt jedoch häufig überschreiten und umstürzen. Sie bieten eine

Deutung oder sogar mehrere versteckte Deutungen hintereinander. Es handelt sich um wohlüberlegte, durchgestaltete Geschichten, die gemacht sind, um beim Leben und gegebenenfalls auch beim Sterben behilflich zu sein, erdacht und erzählt in geordneten und gefestigten Gesellschaften, die sich für unvergänglich und sozusagen zivilisiert hielten.

Diese Geschichten – bei denen für immer ungeklärt sein wird, welches verkannte Genie sie einstmals erfand – sind wie geschaffen, um Zweifel zu säen, um die Gesetze zu stärken oder zu erschüttern, um unsere familiären und gesellschaftlichen Beziehungen zu veredeln und zu verderben, um die Politik irrezuführen und um ständig das Jenseits herauszufordern, das sich wohl hütet, darauf zu antworten. Sie sind eine Zugabe des Unerwarteten, des Seltsamen und Beunruhigenden im Wohlbehagen. Sie tanzen anmutig um alle Punkte der menschlichen Frage wie die Funken um ein einziges Feuer. Mir scheint, sie verdienen die Bezeichnung »philosophische Erzählungen«.

Oft erstaunen uns Geschichten, bringen uns zum Lachen, was eine Technik ist, uns in erhöhte Aufmerksamkeit zu versetzen und uns gleichzeitig zu entwaffnen. Wer lacht, nimmt leichter das Unannehmliche und sogar das Anmaßende, Fragwürdige an.

Oft enden sie in einer unbestimmten Bemerkung, welche jegliche Schlußfolgerung zu verweigern scheint, unseren Blick erweitert und die Situation bis an die Grenzen des Rätsels ausdehnt. Oft kann man nicht mehr über sie sagen, als daß sie schön sind, doch ihre Schönheit ist vor jeder anderen Eigenschaft offenkundig philosophisch.

Sie unterscheiden sich in ihrem Alter sehr stark voneinander, und ihr Ursprung ist in der Regel unbekannt, da sie ein Gut sind, das die Völker einander stehlen. Ohne das geringste Zögern habe ich Parabeln aus der Antike neben seltsame Geschichten aus der heutigen Zeit gesetzt, von denen einige wie zum Vergnügen die gewöhnlichen Strukturen des Geistes verwirren.

Sicher werden diejenigen, die nicht wahrhaben wollen, daß das Uralte täglich in uns lebt und uns zur Tat drängt, diese Anordnung künstlich finden. Und doch ist es so. Wir haben einen sehr weiten Weg hinter uns. So wie man in der Astrophysik ein vorzeitliches Licht beobachten kann, das seit der Entstehung des Weltalls leuchtet, kann man hier und dort, wenn man die Ohren weit aufsperrt, das Murmeln uralter Zeiten hören.

Die Träume von damals sind verwandt mit den unsrigen. Wenn fast alle von Zeit zu Zeit träumen, im Schlaf urplötzlich in die Tiefe zu fallen, dann könnte das, so sagt man, aus einer weit zurückliegenden Zeit rühren, in der wir noch eine Art Affen oder Halbaffen waren, die nachts auf Bäumen schliefen und fürchten mußten, jeden Moment im aufgerissenen Maul eines Raubtieres zu landen. Wer weiß, ob sich auf den folgenden Seiten nicht einige Geschichten befinden, die schon in prähistorischen Höhlen erzählt wurden, wo sie Gelächter oder Angst hervorriefen, damals, vor dreihundert oder noch mehr Jahrhunderten, als noch kein Staat, keine Gesellschaft wie die unsere existierte, die Felsmalerei jedoch bereits in einem hellen Licht erstrahlte.

Wenn man also diesen Geschichten eine gesellschaftliche, man könnte auch sagen: geistige Qualität zuerkennt, sind wir gehalten, uns unbeholfen auf unseren langsamen und langen und so schwer zu ergründenden Anfang zurückzubedenken. Auf welcher Stufe beginnt eine Zivilisation? An welchen Zeichen erkennt man sie? Vielleicht an diesem klar auszumachenden Punkt: Ein Mann oder eine Frau, oder auch eine Gruppe von Männern und Frauen, entfernt sich zu einem bestimmten Zeitpunkt von der mythischen Überlieferung, von der Wiederholung der ersten Wahrheiten, und *erfindet* eine Situation, verschiedene Personen, eine gegliederte Handlung, ein Schlußwort, eine *Geschichte*.

Der Verfasser ist geboren, auch wenn er noch anonym ist. Er ist der erste kollektive Lügner (und wir werden noch Millionen andere

kennenlernen). Seine Geschichte ist eine Unwahrheit, ein Phantasiegebilde. Doch sie hat gefallen, man erzählt sie sich wieder und wieder, und sie wird mühelos in das alltägliche Leben eindringen, aus dem man sie nie wieder herausreißt. Die Lüge, in einer erzählenden Form, wird so zum Verbündeten aller, zum Lehrmeister des Lebens, zum unauflöselichen Bindeglied.

Der Mythos genügt ebenso wenig wie die Fabel und das Heldenepos. Aus ihren Elementen entsteht eine neue Art von Geschichten, die man auch metaphysische Geschichten nennen könnte, da sie uns gleichermaßen dazu zwingen, diese Welt zu verformen, zu würzen, zu verlassen, um besser als vorher zurückzukommen, ganz so, als wäre die einzige Möglichkeit, sie zu verstehen und zu beherrschen, die, sie für einen Augenblick aus der Ferne zu betrachten und in ihr nichts als einen schwachen Abglanz einer anderen Sache zu sehen, ein verlorengegangenes Modell, ein verfehltes Ideal. Genau in dem Moment, da die Zivilisation sich verfestigt, da sie ihren Ruhm in Stein einmeißelt, sagt uns etwas in ironischer und versteckter Form, daß wir nur einen Entwurf oder auch einen Ausschuß in Händen halten.

Die wahre Gefahr in der Kunst, Geschichten zu erfinden, ist, das kann nicht oft genug wiederholt werden, daß man am Ende die andere Welt dieser hier vorziehen könnte. Man könnte sich flüchten – wer kennt nicht zahllose Beispiele dafür? –, flüchten in die Gesellschaft von Engeln oder Feen, jede Nacht Gespenster bei sich empfangen oder mit fernen Welten plaudern. Man kann auch wirklich und wahrhaftig die Welt verlassen, wie wir es am Ende dieses Jahrhunderts mehrfach gesehen haben, man kann einen vorbeifliegenden Kometen besteigen und die endgültige Ruhe auf dem weit entfernten Sirius suchen.

Am äußersten Punkt fällt unser Geist auf sich selbst zurück, und wir glauben an die Realität unserer eigenen Träumereien. Unsere Phantasie ist so groß und stellenweise so bestimmt, so klar, daß

sie schließlich die täuschende und maskierte Wirklichkeit ersetzt und für sich, die Nebelhafte, die höchste, unerschütterliche und gebieterische Wahrheit beansprucht. Die Götter, oder Gott, diese wandelbaren Gestalten menschlicher Geschichte, entthronen schließlich ihre Erfinder, und wir werfen uns vergeblich vor unseren Hirngespinnsten zu Boden. Wir sind wie Balzac, von dem behauptet wird, daß er auf seinem Totenbett eine seiner Figuren zu Hilfe rief, Horace Bianchon, den einzigen Arzt, zu dem er Vertrauen hatte.

Glücklicherweise sind die Geschichten, die wir uns erzählt haben, sich häufig dieser Umkehrung, dieser Verirrung bewußt. Wenn sie immer offen bleiben, wie ein angelehntes Fenster, durch das in einer Sommernacht die Gerüche des Gartens und der gedämpfte Widerhall eines Festes dringen, dann können sie uns, wenn es nötig ist, zu uns selbst zurückführen, können sie sich streng oder lachhaft zeigen. Zu jeder Minute halten sie uns ihre Täuschung im Bewußtsein und die Illusion, zu der sie fähig sind.

Sie kommen lebendig, verwirrend, leichtfüßig daher. Sie sind wie die Blumen oder Süßigkeiten, die Gäste sich lächelnd am Ende eines Festmahls reichen – ohne Anspruch auf Gedankentiefe, weit entfernt von Predigt, Schwere, Didaktik. Montaigne sagte, daß er erzähle, nicht unterweise. Der Erzähler, der am Anfang der *Kaidara* sein Werk ankündigt, warnt uns leise: Ich bin geringfügig, nützlich, lehrreich.

Sie sind wie das Kleingeld, das von einer Hand in die nächste wandert und am Ende einen Schatz ergibt.

Woher kommen die Geschichten?

Bestimmte Völker haben die Geschichten mit einer solchen Leidenschaft geliebt, daß sie den größten Teil ihrer Sorgfalt und folglich ihrer Lebenskunst darauf verwandten.

In diesem Buch tauchen an erster Stelle Geschichten aus dem Zenbuddhismus und der sufistischen Tradition auf, denn in bei-

den Fällen wurden Geschichten als das Werkzeug der Erkenntnis angesehen. Ganz offensichtlich zielen diese speziell erdachten und erzählten Geschichten auf Erkenntnisse auf mehreren Ebenen ab. Um dies zu erreichen, regen sie den Geist an und enttäuschen ihn dann oftmals.

Doch diese zwei Quellen sind relativ neu, sie schöpfen aus noch älteren Reservoirs, die hier sehr zahlreich vertreten sein werden: zunächst aus der indischen Tradition, die man manchmal (absurderweise) für den Ursprung aller bekannten Geschichten hielt, und dann auch aus der afrikanischen und chinesischen Tradition. Nicht nur im Sufismus hat die islamische Welt die Kunst des Erzählens in wundersamer Weise ausgefeilt, verschnörkelt, ausgeschmückt und mit Gold und Umbra verziert.

In der jüdischen Welt nehmen dieselben Geschichten unter anderen Einflüssen und durch einen anhaltenden, durch das Exil und die Selbstbetrachtung entstandenen Humor einen anderen Ton und damit einen anderen Sinn an. Hier ist die Art, die Geschichte zu erzählen (und zwar selbst wenn sie heilig ist), mindestens ebenso wichtig wie die Geschichte selbst. Die jüdische Tradition vermutet häufig hinter den Wörtern und ihrer Anordnung, ja selbst hinter den Buchstaben, eine Art geheimer Struktur, eine dort von irgend jemandem versteckte Botschaft, eine andere Bedeutung, welche die wahre ist, so als wäre das Äußere der Erzählung nur eine Maske.

Europäische und indianische Überlieferungen sind hier ebenfalls vertreten. Wenn die christlichen Geschichten nur spärlich auftauchen, so liegt das daran, daß sie meistens in Form erbaulicher Geschichten überliefert sind mit dem Zweck, zu überzeugen und zu bekehren. Das Verwirrende, Unvollendete fehlt ihnen gänzlich – und das gleiche gilt für die Heiligenlegenden, wo auch immer man sie verfaßt hat.

Das einzige Bestreben eines Erzählers ist es, notwendig zu erscheinen. Wie ein Bauer oder ein Bäcker. Nicht mehr und nicht weniger. Denn die Geschichten, die er erzählt, enthüllen bestimmte Seiten des Geistes, die sonst nicht erkennbar sind. Sehr mächtige Zivilisationen haben die Erzähler in die Mitte eines Platzes, manchmal sogar in die Mitte des Palastes gestellt, und ihre Schutzheilige ist natürlich eine Frau, die berühmte Scheherazade, die mit jeder Erzählung ihren Kopf riskierte, die umsichtig in der Nacht bezauberte und beim Anblick der Morgenröte träumerisch verstummte.

Dies zeigt die Wichtigkeit einer gut gelenkten Erzählung. Sie spielt mit dem Leben und mit dem Tod. Vielleicht – kommen wir darauf zurück – sind wir selbst nur eine Geschichte mit einem Anfang und einem Ende. Doch wer erzählt sie dann?

Ein anderes allegorisches Bild, das uns noch einmal begegnen wird, zeigt den Erzähler, wie er auf einer Klippe steht und dem Meer, das vor ihm liegt, seine Geschichten erzählt. Das Meer hört ihm zu, bewegt sich nur leicht, ist gebannt. Kaum ist eine Geschichte beendet, muß eine neue beginnen, denn ein letztes Wort gibt es nicht. Und die Allegorie sagt uns mit Nachdruck: Wenn der Erzähler eines Tages schweigt oder man ihn zum Schweigen bringt, kann niemand sagen, was das Meer tun wird.

Diese exponierte Stellung setzt eine Bedingung voraus, die die meisten unserer Zeitgenossen unangenehm finden: Der Erzähler darf niemals von sich selbst sprechen. Dies ist eine goldene Regel. Gegen sie zu verstoßen hieße, dem Ozean zu gestatten, die nichts-würdige Klippe hinwegzufegen, auf der ein Mann sich eines Tages für wichtig genug hielt, erzählt zu werden. Der wahre Erzähler ist fast wie ein Nebel oder wie ein hoher Turm mit zufällig angeordneten Durchbrüchen. Die Winde, die Überbringer ferner Botschaften, verfangen sich in ihm, und der Turm erklingt im Durchzug der Winde, so daß man zuzeiten eine Stimme zu erkennen glaubt.

Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, zu glauben, man könnte einer

Geschichte mehr Nachdruck verleihen, wenn man sie in der Wirklichkeit ansiedelt. Genau das Gegenteil ist der Fall. Viele unserer Freunde und sicher auch wir selbst beginnen mit den Worten: »Meinem Onkel – oder jemandem, den ich kenne – ist etwas ganz Merkwürdiges passiert.« Und dann erzählen sie, in einer seltsam wahrheitsgetreuen Lüge, eine jahrhundertealte Geschichte, von der man weder weiß, wer sie erlebt, noch, wer sie erfunden hat.

Die Schönheit einer Geschichte rührt fast immer aus ihrer Unergründlichkeit. Die großen Geschichtenerzähler sind unbekannt. Wer hat die Bibel geschrieben, oder das Mahābhārata? Was für ein Mensch war Shakespeare? Wenn wir eine erheiternde Geschichte hören, die uns heute noch zum Lachen und manchmal auch zum Nachdenken bringt, dann fragen wir uns fast immer: Wer hat so etwas Wunderbares erfinden können? Die Antwort liegt wie die meisten Antworten im verborgenen. Wir erzählen uns sicher die Geschichten, die wir brauchen, und sie entstehen in diesem oder jenem Mund, aus einer fast schwarzen, unerforschlichen, uns allen gemeinsamen Schwingung heraus, in der das Wort »Phantasie« keine Bedeutung mehr hat. Deshalb gehören die besonders schönen Geschichten in Wahrheit niemandem. Kein Erzähler kann behaupten: Das ist meine Geschichte. Der Schattenmund spricht für alle. Die ungeheure Popularität, der Gipfel des Ruhms ist entschieden anonym.

Da Geschichten nur dazu da sind, um den, der spricht, und die, die zuhören, miteinander in Verbindung zu setzen und mit ihnen den Stoff selbst, der sie verbindet, und die Bewegung, die sie mitreißt, wechseln Geschichten wie andere Gebilde (vielleicht) die Farben und Formen, sie wechseln sogar ihren Namen je nach der Zeit, die sie erzählt. Manchmal wird selbst ihr Sinn geheimnisvollerweise verfälscht. Als Victor Hugo in einem Gedicht mit dem Titel *Überlegenheit* aus der Sammlung *Die Sage von den Jahrhunderten die Upanischaden* adaptiert, verändert er absichtlich das Ende und schwächt die Macht des Gottes Indra gegenüber dem

Unbekannten, der ihn herausfordert. Aktive oder passive Entstehung? Das ist nicht zu sagen. Hugo schrieb aus sich selbst, und seine Zeit schrieb in ihm. Er war in einem Zeitalter, da die Winde wehten, einer der Türme im Hochgebirge.

Aus Achtung vor der Unergründlichkeit habe ich diese schönen Geschichten mit keinerlei Kommentar belastet. Ich gebe nur einfach, und mit allem Vorbehalt, die vermutliche Herkunft an. Ich habe die Gelehrsamkeit verbannt, die den Wind so gern katalogisieren möchte.

Auch wenn berühmte Schriftsteller, von denen man im folgenden noch lesen wird, sich, ohne zu zögern, seiner bemächtigen, so ist doch der Ausdruck eines Volkes, entstanden in einer bestimmten Erwartung, in einem unbestimmten Bedürfnis aus der gewundenen Bewegung der Menge, genau das, was sich einer Etikettierung, einer Analyse entzieht, genau das, was seinem Wesen nach flüchtig, wandelbar und manchmal bis zur Zusammenhangslosigkeit vieldeutig ist, mit einem Wort: lebendig. Jede systematische Einordnung – nach Epoche, nach Volk, nach Thema, nach Stil – drohte diese so kostbare Unvollkommenheit zu ersticken.

Es ist nicht sicher, daß die Geschichte sich wiederholt. Über dieses Phänomen ist häufig diskutiert worden. Doch Geschichten lieben es, sich unablässig zu wiederholen. Wir kennen das alle: Wenn wir etwas gehört haben, was uns gefällt, dann verspüren wir die Notwendigkeit, wie eine kleine Pflicht, es weiterzugeben. Hier gibt es weder Geheimnistuerei noch eifersüchtige Bewachung. Sobald am Ende eines Mahls einer der Gäste eine Geschichte zum besten gibt, antwortet ihm ein anderer in dem Bestreben, ihn zu übertreffen, und so geht es weiter. Das kann die ganze Nacht dauern. Dies ist ein sicherlich sehr alter Austausch, der einem anpassungsfähigen Ritual ähnelt, bei dem sich die erzählte Geschichte mit jedem Mal verkürzt, verändert, manchmal in sich zusammensinkt oder sich erweitert.

Die Wiederholung der Geschichten erinnert an die immer wieder begonnene Erzählung der Mythen, als wären wir in beiden Fällen gefährdet zu vergessen. Der Mythos bezeichnet sich als wahr, die Geschichte bezeichnet sich als unwahr: So kann man sie kurz gefaßt unterscheiden. Aber beide werden wiederholt, weil beide bedroht sind. Wahrheit und Lüge kommen regelmäßig über unsere Lippen, beide sind, daran besteht kein Zweifel, unverzichtbar.

Eine große Anzahl der nun folgenden Geschichten ist mir hier und dort erzählt worden. Den größten Teil aber habe ich in Büchern gefunden (mehr als zweitausend). Ich habe versucht, sie ganz einfach, so wenig literarisch wie möglich wiederzugeben, indem ich mich bemüht habe, zu verschwinden, so wie es Brauch ist, um die Erzählung vor den Erzähler zu stellen. Jede Transkription solcher Erzählungen ist notwendigerweise fehlerhaft. Denn sie sind nicht zum Lesen gedacht. Ich hoffe, meine einfache Darbietung ermöglicht anderen Erzählern, sie – mündlich – auszuschnücken, davon abzuschweifen, damit zu spielen, sie auf ihre Art zur Verführung einzusetzen.

Dennoch war eine Ordnung vonnöten. Was man auch tut, eine Ordnung ist nötig. Selbst eine Zickzacklinie hat einen Anfang und ein Ende.

Da erinnerte ich mich an mein altes und hartnäckiges Unvermögen, einen *Leitfaden der Philosophie* zu lesen oder auch nur den Sinn dieser seltsamen Bezeichnung zu verstehen. Und ich erinnere mich, zu mir gesagt zu haben: Warum soll ich nicht eines Tages versuchen, einen eigenen Leitfaden zu schreiben, der nur aus Geschichten bestünde? Hier von Philosophie zu sprechen wäre zweifelsohne unangebracht, anmaßend und ziemlich beschränkt zugleich. Nennen wir es doch einen Leitfaden für alles und nichts, doch eher für alles als für nichts, in dem auf diesem ungewöhnlichen Wege die Fragen, die wir uns manchmal stellen, auftauchen, die Lichter, die uns locken, die Überraschungen, die uns unterhalten, die Trugbilder, die

uns irreführen, kurz, unser ebenso zerbrechliches wie notwendiges Verhältnis zur Welt im Verlauf dieser kurzen Öffnung eines Fensters zwischen dem einen Nichts und dem anderen, die wir Leben nennen.

Ich habe Geschichten angeordnet und so Kapitel zusammengestellt, ich habe die Kapitel mit Überschriften versehen, dann habe ich lange Zeit mit den Teilen dieses ungeheuren Spiels gespielt, das ich mir selbst angefertigt hatte. Was sollte ich behalten und was verwerfen? Was wo anordnen? Unsere Wahrnehmung der Welt folgt keiner erkennbaren Ordnung, und unsere Reaktionen sind chaotisch. Selbst unsere Kultur ist ein einziges Durcheinander.

Ich sagte zu mir: Stecken wir doch alle Geschichten in einen Sack, und wenn wir eine gute Frage haben, ziehen wir wie beim Lotto eine heraus. Diese Geschichte nehmen wir dann als Antwort.

Schließlich habe ich versucht, mit der Reihe der ausgewählten Geschichten eine Art unbefestigten Weg abzustecken, der weit davon entfernt ist, geradlinig zu sein, und der kürzer ist, als anfangs angenommen, einen Weg mit schattigem Laubwerk und Rastplätzen, mit steilen Böschungen und dünnen Gegenden, mit ergötzlichen und weniger ergötzlichen Begegnungen, mit Brücken, Furten, schlecht ausgemerkten Abzweigungen und von Sträuchern halb verdeckten Marksteinen.

Doch ein Weg, so schön er auch manchmal erscheinen mag und so sicher wie eine befestigte Straße, stößt jenseits der Länder, wo er sich vorwärtsbewegt und die er verbinden soll, auf kein großes Interesse. Die großen, modernen Straßen, die nun elektronisch sind, bewirken sogar, daß sie für immer die Gebiete verschandeln, die sie durchqueren. Man hat den Respekt verloren, auch den für die Landschaft, und dies für die eigenen wie für die fremden Länder. Der Weg, den ich versucht habe zu skizzieren, hätte sich endgültig im Unterholz verlieren wollen, unbenutzbar. Er ist am Ende nur ein Angebot an den Reisenden. Diesen ermutige ich nachdrücklich, die Gräben zu überwinden und die Zäune niederzureißen.



L'OREILLE DE CH'HÂ